

Jakob Balde S. J., der «deutsche Horaz».

Zur 250. Wiederkehr des Todestages des Dichters.

In der 22. Ode der lyrischen Gedichte Baldes wird in hochpoetischer Auffassung die Größe des menschlichen Geistes gefeiert. Wie ein goldener Ring, der in sich selbst verläuft, kehrt der denkende Menscheng Geist von der Betrachtung des Universums in sich selbst zurück, verbindet Innen- und Außenwelt, bringt die widerstreitenden Gegensätze in ruhige Harmonie und schaut doppelten Antlitzes sowohl in die Vergangenheit wie Gegenwart und Zukunft. Die letzte Strophe sagt zusammenfassend:

Kühn wagt der Geist ab Sichres und Schwankendes,
Und Licht und Dunkelheit; denkt der Vergangenheit,
Vollführt die Gegenwart und greift
Spähend voraus in die fernste Zukunft¹.

Ein solcher Geist ist Balde selbst, ein gottbegnadeter Dichter und Seher. Er gehört nicht bloß dem entschwundenen Zeitalter an, in dem er lebte (1604—1668); auch wir Spätgeborene haben ein Anrecht auf ihn. Um so mehr verdient sein Andenken wieder aufgefrißt zu werden, weil 1918 ein Jubiläumstag des Dichters wiederkehrt. Am 9. August 1668 ist Jakob Balde in dem Jesuitenkollegium zu Neuburg a. d. Donau gestorben.

An mannigfachen Ehrungen hat es inzwischen dem großen Dichter nicht gefehlt. König Ludwig I. von Bayern ließ z. B. unserem Balde, dessen Gesänge nach Herders Worten Bayerns Boden zu einem klassischen gemacht haben, in der Ruhmeshalle bei Regensburg eine Ehrenbüste aufstellen. Seine literarische Wiedergeburt nach einer Periode der Vergessenheit verdankt der „deutsche Horaz“ bekanntlich dem für alles Schöne empfänglichen Herder². Die Stadt Neuburg a. d. D., wo Balde die letzten 14 Jahre seines Lebens zubrachte, hat ihm 1828 durch eine glänzende Gedächtnisfeier, verbunden mit der Gründung eines Monuments, eines Balde-Vereins und einer Balde-Stiftung ihre Dankeschuld

¹ Incerta certis atraque candidis
Conferre sollers; praeteriti memor,
Euntis actor et futurum
Praeripuisse dolosus aevum.

Siehe Westermayer, Jakobus Balde 251.

² Terpsichore (Hempelsche Ausgabe III): 1. Eine Reihe von ausgewählten Gedichten Baldes, in antiken Metren übersetzt, mit einer Einführung, welche den Namen des Dichters noch verschweigt. 2. Renotaphium des Dichters Jakob Balde. 3. Nachlese aus Jakob Baldes Gedichten und Nachschrift.

abgetragen. Verschiedene Übersetzungen dichterischer Werke Baldes sind seitdem ans Licht getreten¹. Ein vorzügliches Verdienst um das Andenken des Dichters hat sich Georg Westermayer durch seine gediegene Biographie erworben.

Drei Welten sind es, in welchen Balde heimisch ist. Sein Dichtergenius schweift ununterbrochen zurück in die längst verjunktene Zeit des klassischen Altertums. Das Pantheon und der Parnass, der Olymp und das Kapitol sind ihm vertraute Stätten. Aber die Denkmäler und Zeugen alter Herrlichkeit halten ihn nicht gefangen. Ohne ihrem Zauber willenlos untertan zu werden, sättigt er seinen schönheitsdürstenden Geist an den edlen antiken Formen, um alsbald frei und heiter in die Welt der Gegenwart zurückzukehren². Alles, was ihn hier äußerlich umgibt, wird für seinen scharf beobachtenden Blick ein Gegenstand dichterischen Interesses. Die freundliche Natur, ihre Wälder, Berge und Flüsse locken ihn zur gelegenen Stunde zu sich hinaus und erregen seine sinnig schaffende Phantasie. Das Tun und Treiben der Menschen um ihn her verfolgt er mit herzlicher Teilnahme, ihrer Verkehrtheiten fröhlich spottend, ihre schlimmen Fehler mit heiligem Ernste rügend, ihre Leiden und Nöten wehmützlich beklagend. Höher noch schwingt sich der Geist des christlich-gläubigen, tiefsernsten Mannes. Das innere Auge des Priesters und Ordensmannes ist einer besseren Jenseitswelt zugewandt, dem Reiche des Glaubens und der Gnade. Seine Muse weiß nicht nur im Kreise der Freunde munter zu scherzen und begeistert Heimat und Vaterland zu besingen. Sie kniet als keusche Jungfrau im Heiligtum. Sie feiert die Geheimnisse der Liturgie, sie betet und jubiliert mit den Seligen des Himmels, sie schaut in heiliger Liebessehnsucht nach den ewigen Hügeln, wo süßes, unvergängliches Heimatglück alles Begehren des Herzens stillen wird.

Wie ist Balde der Große geworden, als welcher er vor uns steht, ein hochragender Dichterküß, der aus dem Rahmen seiner Zeit so markig ausgeprägt, freundlich gewinnend und ideal fördernd herausblickt? Drei mächtige Tiefwirkungen bedingen das Werden dieses literarischen Genius: eine glückliche Naturanlage von unerschöpflicher Produktionskraft, ein ununterbrochener Trieb, sich weiter zu bilden und andere mit dichterischen Gaben zu erfreuen, endlich eine strenge Selbstzucht im Geiste der Kirche und des Ordens, denen er angehörte.

I.

Ein echter Dichter erhält das Angebinde der Poesie schon in die Wiege gelegt. *Poeta nascitur*. Balde hat eine Abhandlung „über die Pflege der

¹ Ausführliche bibliographische Angaben bei Sommervogel S. J., *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus* I (1890) 816—827. Vgl. *Historisch-politische Blätter* CXXXIII (1904); „An Baldes Manen“ von Karl Zettel; „Jakob Balde als Dramatiker“ von R. Scheid S. J.

² An mehr als einer Stelle bringt er seinen christlichen Standpunkt gegenüber der antiken Weltanschauung mit wohlberechneter Kontrastierung zum Ausdruck, wie z. B. das Horazische *Quodsi me lyricis vatibus inseris | Sublimi feriam sidera vertice* (Od. I, 1) negativ gewendet wird, um die Treue des Mariensängers zu bezeugen (Lyr. I, 43).

Dichtkunst¹ geschrieben. Hier bezeichnet er die natürlichen Erfordernisse, die man von Hause aus zum Dichten mitbringen muß und die er in seiner eigenen Persönlichkeit erfüllt sah. Mit vollem Recht von seinem Dichterberuf überzeugt, war er imstande, das Innenbild seiner poetischen Natur wie in einem klaren Spiegel reflektierend zu erfassen und für sich selbst und befreundete jüngere Dichter daraus weise Belehrung zu schöpfen. Als günstigste Anlage zum Dichten erscheint ihm ein Temperament, das eine glückliche Mischung von sanguinischem, cholericem und melancholischem Naturell aufweist. Das phlegmatische Temperament taugt am wenigsten. Das sanguinische für sich allein entbehrt der nachhaltigen Kraft, um Dauerndes und Großes zu schaffen². Die Choliker gehen zu stürmisch zu Werke und ermüden vor der Zeit. Einseitig melancholische Anlage schafft krankhaftes Wesen. Es muß vielmehr in der Tiefe der Seele ein mächtiges Wogen verschiedenartiger Gefühle vorhanden sein, Heiterkeit und Ernst, Freude und Wehmut, Licht und Schatten. Die gestaltende Vorstellungskraft und glückliche Erfindungsgabe ist im echten Dichter mit einem unwiderstehlichen Schaffensdrang verbunden. Klaren Blickes muß aber der Geist über dem geheimnisvollen Spiel der seelischen Kräfte des Gemütes und der Phantasie schweben und das Amt eines besonnenen, ernsten Richters verwalten. Endlich wird dann unter Lust und Wonne aus dem magischen Hellsdunkel ein schönes poetisches Gebilde auftauchen. Nur ein tiefer Blick in das eigene Innere konnte unserem Dichter eine so feine psychologische Anschauung ermöglichen.

Beobachten wir noch weiter, wie er sich innerhalb dieser Atmosphäre bewegt, in welcher die mannigfachen Bitterungen den Horizont des inneren Menschen durchziehen, um ihn zu echtem Dichten zu befähigen. Ruhige Geisteskraft vermittelt die Gegensätze, bindet und ordnet die flüchtigen Bilder, mäßigt das verzehrende Feuer und gibt dem Gebilde die entsprechende Rundung und Glätte. Aus der Spannung und schließlich Versöhnung der sich widerstrebenden Elemente, des Starken und Zarten, des Hohen und Niedrigen, entsteht die wahre Schönheit. Das in Liebe mächtig pulsierende Herz und der nach Erkenntnis ringende Verstand wirken zusammen, um einen harmonischen Ausgleich zu vollziehen. Schön und treffend hat daher Herder das gottbegnadete lyrische Talent Baldes gezeichnet: „Der lyrische Dichter ist Apollon's Priester, der nicht in eigenem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündet. . . . Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit

¹ Opera omnia (Münchener Ausgabe 1729) III 319—357: De studio poetico. Die Anlehnung an die Ars poetica des Horaz tritt mehrfach zutage. Andererseits leistet Baldes Schrift treffliche Dienste, um die Kunstregeln des römischen Dichters besser zu verstehen.

² Klassisch lautet die Bemerkung: Quaedam ingenia semper *scintillant*, nunquam *micant constanti luce* — Immer nur geistreiches Geflimmer, kein ruhiges, beharrliches Leuchten.

und für das Glück seines Vaterlandes strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele.“¹

Das wogende Innenleben bleibt nicht in der Brust des Dichters verschlossen, es will sich nach außen ergießen und in andern Geistern einen Widerhall wecken. So auch bei Balde. Keine Gefahr, daß er uns „in seinem Schneckenhaus einen dürftigen Haushalt, eine erkenntnislose Seele und ein gemeines, alltägliches, niedriges Gemüt zeigt“ (Herder). Wie alle Tonabstufungen und Melodien seiner Lyra uns entgegenklingen, davon nur einige Beispiele.

Er hat einen Zeißig in seinem Zimmer. Mit unnachahmlicher Zierlichkeit und Lieblichkeit schildert er das zutrauliche Gebaren des kleinen Sängers, der an den Saiten der Leier zupft, die Mandeln vom Tische wegstiehlt, im Wassertröglein plätschert und das Köpfchen reibt². Im Münchener Kollegium waltet ein robuster Gärtner, Adam Holl, mit unverwundlichem Humor seines Amtes. Da siehe die herkulische Gestalt des Mannes, „deutsche Bauerngattung“, seine riesige Stärke, mit der er eine Esche umbricht, seine rauhen, gleich Felsklöcken rollenden Worte, seinen Arbeitseifer, der ihm den Schweiß in Gießbächen von der Stirne treibt, und sein goldenes, ehrliches Herz, das keine Sorgen und kein Falsch kennt, vielmehr der mutigsten Aufopferung in der Schreckenszeit der Pest fähig ist. Alle diese Züge reizen den Dichter zu einem humorvollen und originellen Gedicht, zu dem er sich eigens eine Leier aus Buchenstamm fertigen will, mit einer Rindschaut überspannt, wie sie Niaz auf dem Schilde hatte³. In einer schlaflosen Nacht, wo „pechschwarze Sorgen“ die Brust des Dichters drücken, ruft er mit rührend sanfter Klage den erquickenden Schummer herbei. Eine Ode, „aus welcher der Geist der Antike gleichsam wie aus einer Marmorstatue der schönsten Plastik widerstrahlt“⁴. Abendruhe aller Wesen, schweigsame Nacht, einsam wachend der Dichter, seine innige Bitte, sein leises Einschlafen könnten nicht schöner wiedergegeben werden.

Zu andern Zeiten fährt die Hand des Sängers rasch und scharf über die Saiten, ein heftiges Bünnen bewegt ihn, weil ihn ein böser Katarrh nicht loslassen will. Wie weiß Balde jetzt den Ton der grausen Nachegöttinnen (Dirae) zu treffen, wie realistisch die Begleiterscheinungen des Übels zu zeichnen, wie

¹ Terpsichore, Vorrede. Vgl. auch Knapp, *Christoterpe* (1848) 333 ff. Albert Knapp, Prediger in Stuttgart, war ein begeisterter Freund der Baldeschen Dichtung. Durch seine Biographie des Dichters und Herausgabe von 28 ausgewählten Oden, die er im Verein mit Donner und Eyth meisterhaft übersehte, hat er das Ansehen Baldes weiter verbreitet.

² Lyr. III, 43: „Ales nequitiae dulcis et ingeni“. Siehe die hübsche Übersetzung von Schleich, *Renaissance*, ausgewählte Dichtungen von Jakob Balde (München 1870) 169 f. Das berühmte Gedicht Catulls an den Sperling der Lesbia hat hier ein würdiges Gegenstück gefunden.

³ Lyr. VIII, 13. Schleich a. a. O. 102 ff.

⁴ Lyr. II, 36. Vgl. Baumgartner, *Geschichte der Weltliteratur* IV 649, wo auch eine Übersetzung dieser Ode, „die unwillkürlich an Thorwaldsens Relief erinnert“, geboten ist.

komisch launig seine Ohnmacht gegen den unbarmherzigen Würger auszudrücken¹. Nicht immer ist der Grimm so scherzhaft gemeint. In der Ode auf die Ehrsucht² klagt Balde bitter und schneidend über die leidige Zwietracht, Ehrsucht und Habgier, welche an dem unermesslichen Unglück des deutschen Vaterlandes schuld sind. Ausländische Feinde umfluten das Reich. „Wo irgend an einer Stelle eine schmale Ritze sich öffnet, stiert ein Wolfshaupt herein.“ Dieser Anlage zu bissigem Spott ist sich Balde wohl bewußt. Auf eine frühere Zeit zurückblickend, wo er seiner satirischen Laune mutwilliger die Zügel schießen ließ, sagt er von sich selbst, daß er, ein sicher treffender Schütze, seine Gegner unbarmherzig mit den Pfeilen der Satire verfolgte. Den Zorn eines Juvenal, die Redlichkeit des Horaz, die Galle des Persius und die giftigen Stacheln des Lucilius habe er gebraucht, um sich für jede Kränkung zu rächen. Stets gerüstet sei er wie ein Stachelschwein, das auch rückwärts auf Stöße sinnt, zur Abwehr bereit gewesen, an allen Gliedern in Dornen und Spizen verwandelt³. Aber die gutmütige Natur bricht doch wieder durch, und reifere Selbstbeherrschung macht ihn duldsam. Nur soll man es gegen „sein schuldblos Haupt“ nicht allzu arg treiben. Der Löwe könnte wieder in ihm erwachen, sein Herkulesarm möchte alsbald das Haus über den Köpfen der tadelssüchtigen Philister niederreißen.

Mit dem jauchzenden Jägertroß zieht der naturfrohe Dichter aufs Waldwerk⁴, mit dem friedlichen Schäfer blickt er sinnend, ruhigen Gemütes in die blühende Landschaft⁵. An der brausenden Isar entlang wandert er dem Walde von Grobheffellohe zu und spielt allerliebste mit dem neckischen Echo⁶. Auf einem hohen Berge in Tirol weitet sich das Herz des Dichters; eine stürmische Sehnsucht ergreift ihn beim Anblick der ruhig kreisenden Sterne, die einen ergreifenden Gegensatz zu den kriegsführenden Völkern da unten bilden⁷. Und wie an dieser Stelle, so zeigt sich der Seher bei vielen andern Anlässen begeisterungsfähig zum Größten und Erhabensten, zumal bei religiösen Stoffen, von denen noch weiter unten zu sprechen sein wird. Nur auf die eine Ode IV im dritten Buche der „Lyrika“ sei gleich hingewiesen, welche wegen ihrer kühnen Kontraste und genialen Konzeption eine verdiente Berühmtheit genießt. Sie schildert das Sterben der heiligen Jungfrau Genoveva. Die Sterbliche ruft in bräutlicher Sehnsucht den Tod heran, um Hochzeit zu halten. Er kommt gleich den Reitern der Apokalypse herbei. Aber wie begrüßt sie ihn!

¹ Lyr. II, 35: Sentina vitae, terrigenum lues,
 Seu te gravantem Cerberus expuit
 Triceps et allatrare raucus etc.

² Lyr. IV, 41.

³ Lyr. III, 32. Übersetzung bei Neubig, Bavaricus Musen III 78.

⁴ Silv. I (Jägerbuch).

⁵ Lyr. III, 45. Die Idylle bildet die Folie für eine freundliche geistliche Belehrung des jugendlichen Weihbischofs von Freising, des Prinzen Albert Sigismund von Bayern.

⁶ Silv. IX, 28. Übersetzung von Schleich, Renaissance 19 mit gelungener Nachahmung. ⁷ Lyr. III, 1.

Matter und leise das Herz mir klopft.
 Nun winde Myrten, dunkle Viole mir
 Aus Eden, Tod! Schon sterb' ich. Doch jauchze nicht!
 Du bist betrogen. Christus, winde
 Deiner Viole nur du den Brautkranz¹.

Vergeblich will der Tod seine Beute ergreifen. Er hat durch sein beschleunigtes Kommen wider Willen die wahre Absicht der sterbenden Christusbraut erfüllt. Der himmlische Bräutigam tritt siegreich an seine Stelle.

Aus den mitgetheilten Zügen wird der Leser bereits den Eindruck gewonnen haben, daß dem echt deutschen Gemüte unseres Dichters jenes tiefe Naturempfinden eigen war, das in Verbindung mit religiösem Ahnungsgefühl die Grundlage für die romantische Poesie bildet. „Wie zauberhaftes Mondlicht spielen in manche seiner Gemälde die Wunder der Legende, die Mystereien des Naturlebens und der Geisterwelt herein“ (Westermayer). Ob die spätere deutsche Romantik einen „Totenreigen“ über den Gräbern beim klaffen Mondlicht in mitternächtlicher Stunde stimmungsvoller hätte geben können als Balde?² Im „Garten des Pylades“³ erschließen die Blumen ihre süßen Kelche, und die klaren Quellen lassen jedes Steinchen auf dem Grunde sehen. Das ist eine Predigt der Natur, wie offen das Herz des Freundes dem Freunde sein müsse. In einem Lobgedicht auf die „Reize des Frühlings“⁴ sieht der Dichter die ganze Flur in freudigem Erwachen. Der Venz ruft den verschlafenen Vöglein zu: „Wacht auf und erzählt eure Winterträume!“ Allmählich gleitet aber das bewegte Gefühl des Dichters hinüber in die geistliche Sphäre. Aller Glanz der sichtbaren Welt ist ihm nur ein Widerschein der Herrlichkeit der himmlischen Königin. Wie treuherzig und unmittelbar spricht der Naturfreund an einer andern Stelle mit dem lieben Tannenbaum im tiefen Walde!⁵

Endlich besaß der „deutsche Horaz“, gleich seinem römischen Vorbilde, einen klaren, scharfen Verstand, der den Dingen auf den Grund zu sehen vermochte. Zeugnis davon geben die zu feingeschliffenen Sentenzen formulierten Urteile, welche Balde über die mannigfachen Vorkommnisse und Erscheinungen des Lebens fällt. Schon Herder hat darauf aufmerksam gemacht, was für ein gesundes Urtheil der Dichter habe. In dem Gedichte „Das Schachspiel“⁶ entwickelt derselbe eine Reihe der schlagendsten Maximen für das Leben. Ähnliches lehrt „Die Schiffsahrt“⁷. Mehrere Gedichte, die vom Glück des Weisen handeln⁸, enthalten in knapper, gefälligster Kürze, was die stoische Philosophie zu bieten vermag. Leider verkürzen diese auf das Minimum des sprachlichen Ausdrucks und doch kristallklaren Satze allzuviel, wenn man sie in unsere Sprache übertragen will⁹.

¹ Übersetzung von Neubig.

² Lyr. II, 33.

³ Lyr. I, 14.

⁴ Silv. VII, 1.

⁵ Silv. I, 13.

⁶ Lyr. III, 13.

⁷ Lyr. III, 33.

⁸ Lyr. II, 34; IV, 30 31 39.

⁹ Man versuche es z. B. mit Lyr. IV, 30:

Teste se solo reus est eodem

Iudice plexus.

II.

Es wäre interessant, zu untersuchen, durch welche äußeren Einwirkungen und persönlichen Studien das Dichtertalent Baldes sich zu einem so reichen, glücklichen Schaffen entwickelt hat. Nur einige Andeutungen können hier gegeben werden.

Balde erkennt nicht den Wert der poetischen Theorie. Grammatiker, welche die Regeln der Prosodie und die Gesetze der Metrik aufstellen, muß der Anfänger zu Rate ziehen. Aber er lasse sich von der Übersülle schulmäßiger Anweisungen nicht erdrücken. Wohl ein Nachhall eigener Erfahrung ist in dem scharfen Wort zu erkennen, daß die vielen Grammatiker für manches aufkeimende Dichtertalent ein zerstörendes Gewitter bedeuten. Weiterhin rät Balde, mit gewählten poetischen Wendungen sich vertraut zu machen. Das ist aber bloß die erste Tinktur. Viel wichtiger ist es für den Jünger der Dichtkunst, daß er im Auffuchen ansprechender Stoffe, in klarer Disponierung und in einer reinen Ausdrucksweise sich übe. Hiefür bildet ein gründliches Studium, vollständige sprachliche Durchbildung, philosophische Zucht des Denkens, umfassende Kenntnis der Geschichte, Beherrschung der Mythologie und des ganzen poetischen Arsenalts die notwendige Voraussetzung. Wenige Stunden Lektüre in den Werken Baldes genügen, um uns zu überzeugen, daß er selbst keine Mühe gespart hat, um diese Vorbedingungen zu erfüllen. Es ist erstaunlich, in welchem Umfange er das Latein der verschiedenen Perioden sich angeeignet hat. Man möchte ihn einen lebendigen thesaurus latinae linguae nennen. Ebenso leicht spielt er mit allen denkbaren Metren und Rhythmen. Das Altertum ist ihm ein wohlvertrautes Museum, aus dem er blitzschnell die geeigneten Stücke hervorholen kann. Den Charakter der einzelnen römischen Dichter und der verschiedenen Dichtungsarten kennt er nicht bloß in mühsamer Reflexion, sondern in unmittelbarer Empfindung. Das alles wäre indes, wie er weiter unten zu verstehen gibt, nur ausreichend, um einen guten Erklärer der Dichterwerke zu schaffen, zum wirklichen Dichter braucht es noch viel mehr. Solange ein solcher Interpret nur innerhalb des intellektuellen Gebietes bleibt, mag wohl das mystische Hell Dunkel der „Seher“ wie heller Mittag vor seinen Augen liegen, aber die Schöpferkraft, nach der die Alten den Dichter benannten¹, ist ihm damit noch keineswegs verliehen. Der Dichter will ja nicht bloß belehren, sondern zugleich ergötzen, entzünden, begeistern. Hiezu bedarf er des Vermögens, etwas Neues hervorzubringen. Man fühlt es den Worten an, wie sehr es Balde darum zu tun war, die ausgetretenen Geleise zu verlassen und sich von den drückenden Fesseln der lateinischen „Imitation“ zu befreien. Indessen ist die Nachahmung nicht einfach abzulehnen. Sie muß im glücklichen Anschluß an die klassischen Muster mit einer selbstständigen Weise des eigenen Empfindens und Aussprechens verbunden sein. Die antiken Vorbilder müssen dem späteren Dichter in Fleisch und Blut übergehen. Sonst bricht er gleich einem Polypthem die unverdauten Brocken wieder aus.

¹ Man wird sich den damaligen Betrieb des Lateins vergegenwärtigen, um die hier aufgestellten poetischen Grundsätze gerecht zu würdigen.

Als vorzügliches Muster für die Nachahmung betrachtete Balde den Oden-dichter Horaz. Schimmernde Sprache, Anmut, Melodie, Witz, Humor, Natürlichkeit zeichnen diesen Römer aus und haben sein Ansehen zu kanonischer Geltung gesteigert¹. Auch die Regeln, welche er für das Dichten gibt, sind für immer maßgebend. Wenn er jedoch als Ideal aufstellt, daß sich kein Dichter mit mittelmäßigen Leistungen begnügen solle, so darf ein junger Poet doch vor minder vollkommenen Erstlingsversuchen nicht zurückschrecken. Denn erst in längerer Zeit erlangt man den Janusblick, der Vergangenheit und Zukunft in eins zusammenfaßt.

Der Parnaß ist bereits von allen Seiten durchgraben, d. h. alle möglichen Stoffe und Motive sind von den zahllosen Dichtern schon erschöpft. Daher bietet die Erfindung von etwas Neuem und Eigenem um so größere Schwierigkeit. Und doch muß der Dichter sich bemühen, den verwöhnten Geschmack der Leser durch originelle Werke zu befriedigen. Hier mag man die Erklärung finden, warum Balde selbst manche ungewöhnliche Stoffe behandelt. Er meint u. a. in der Einleitung zur „Batrachomyomachie“, seinem Zeitalter würde derjenige einen herrlichen und dankenswerten Dienst leisten, der einen unfruchtbaren, trockenen Stoff, gleichsam wie einen Boden, an welchem der Landmann verzweifelt, aufbräche, bewässerte und die mit der Wärme fruchtbarer Poesie belebte Saat der Ernte entgegenführte². Um daher weniger in Verlegenheit zu kommen, soll man, wie er, sicher nach eigener Gepflogenheit, einem Freunde anrät, dichterische Ideen, die einem zu glücklicher Stunde in den Sinn kommen, sofort notieren, ein „Promptuarium“ anlegen. Ein Keller, mit noch ungeklärtem Wein gefüllt, freut doch schon den Besizer.

Weil die Fäden eines Gedichtes zarter als das Gewebe der Spinne und die Staubfäden einer Blume sind, ist sorgfames Feilen der Gedichte unerlässlich. Balde bekennt sich ernsthaft zu diesem Gesetz. Indessen muß zugegeben werden, daß sich in manchen seiner Werke die sorgsame Ausfeilung und Abrundung vermissen läßt. Zum Teil liegt der Grund in dem gelegentlichen Charakter der dichterischen Schöpfung, die für einen bestimmten äußeren Anlaß rasch verlangt worden. Andererseits war Balde, wie Fr. Vist mit Recht bemerkt³, ein Kind seiner Zeit. Es fehlt oft an Maß und Ziel. Gehäufte Bilder und Vergleiche überbieten sich, die mythologischen Anspielungen verursachen, wenigstens für unsern modernen Geschmack, oft Unbehagen und verdunkeln den Gedankengang. Das Übermaß des Zierats erinnert nur zusehr an die mit Schnörkeln und Fingirchen überladenen Kirchen des Barockstiles. Oder man denkt an Abraham a Sancta Clara. Auch die organische Gestaltung ist in manchen Stücken, besonders in den Satiren, über eifertigem Arbeiten vernachlässigt.

Die auf äußeren Effekt berechnete Zueinandermengung dichterischer Motive und Stilgattungen findet an Balde einen strengen Tadler. Im vorhinein soll sich der Dichter klar bewußt sein, welche Gestalt er, gleichsam an der Töpfers-

¹ Horatiani carminis idea divinitatis titulo consecrata est.

² Opera omnia III 3.

³ Realencyklopädie von Hauck³ II 370.

schelte sitzend, dem bildsamen Ton geben will. Damit ist aber nicht gesagt, daß er einformig nach gewissen Typen arbeiten müsse. Mannigfaltigkeit und Abwechslung erwartet die Leservwelt. Wäre das doch ein kläglicher Spielmann, dem nur eine Saite zu Gebote steht! Wenn Horaz bemerkt, ein kleiner Fehler verderbe gleich das Ganze¹, so bleibt es doch wahr, daß es auch für den besten Dichter seelische Gezeiten von Ebbe und Flut gebe². An einer andern Stelle rät daher Balde, man solle ruhig auf die Wiederkehr der glücklichen Stunde warten³.

Die äußeren Lebensverhältnisse lagen für unsern Dichter günstiger als für viele seiner Zeitgenossen. Einer achtbaren und bemittelten Familie im schönen Elsaß entsprossen, genoß er eine gute und religiöse Erziehung. Seine ersten Studien machten ihn mit dem angrenzenden Frankreich bekannt. Weitere Ausbildung führte ihn nach Ingolstadt an eine bedeutende Hochschule. Der Eintritt in den Jesuitenorden gab seinem für das Ideale angelegten Geiste eine dauerhafte Richtung auf die höchsten und ewigen Ziele des Menschen. Die Ordensregel und Ordenszucht sänftigte und läuterte das ungestüme, feste, derbe und bissige Element, das in dieser Natur lag und sie in einem ungebundenen Weltleben in einen wilden, leidenschaftlichen Strudel hätte reißen können. Der Ordensstand verschaffte ihm, wie schon Herder bemerkt hat⁴, „den festen Ton“, in welchem er Würde, Tugend, Pflicht und überhaupt die Normen des sittlich-religiösen Handelns besingen konnte. Von der sichern hohen Warte aus, auf der er im Orden stand, war ihm ein ruhig prüfender Blick auf die stürmenden Wogen der Zeitereignisse ermöglicht⁵. Sie rissen ihn nicht in ihre Wirbel hinein, ließen aber ihren tosenden Widerhall in seinen tiefgefühlten Liedern zurück. Er war in der Lage, über die Schrecken des Krieges, die Notwendigkeit und Bedingungen des Friedens, die Fehler der führenden Personen und des Volkes, die Ausschreitungen der Parteien als objektiver Zuschauer zu sprechen.

Die praktische Tätigkeit, die er in den verschiedenen Stellungen und Ämtern als Lehrer, Prediger und Erzieher ausübte, hielten ihn in lebensvoller Verbindung mit allen Klassen der Mitwelt, hoch und niedrig, geistlich und weltlich, jung und alt. Der Aufenthalt in den Collegien Bayerns, dem er seit seinem zwanzigsten Jahre angehörte, Vorkommnisse am Hofe, Verkehr mit den fürstlichen Personen, kirchliche Feiern, berühmte Wallfahrtsorte, freundliche Landschaftsbilder, eifrige Korrespondenz gewährten eine wohlthätige Anregung der dichterischen Muse. Allerdings kann sich Balde nicht enthalten, gelegentlich über das rauhe Klima

¹ Ars poet. v. 378: Si paulum summo decessit, vergit ad imum.

² Hübsch hat Balde eine solche ungünstige Stimmung, wo der Dichtergenius versagt, in der 48. Ode des dritten Buches (Illusio poetica) beschrieben. Vgl. Silv. VIII, 26 (cantus durus).

³ Expositio polemico-poetica, praefatio Opera omnia VI 419: Nox dabit consilium, certius multi dies.

⁴ Terpsychore III 224.

⁵ Inwieweit die Orte, an denen Balde persönlich weilte, von den Leiden des Dreißigjährigen Krieges berührt oder von der Pest heimgesucht wurden, mag man aus Duhrs „Geschichte der Jesuiten deutscher Zunge“ Band II ersehen.

der bayrischen Hochebene zu klagen, das ihm infolge seiner schwachen Brust, heftigen Hustens und häufigen Katarrhs doppelt beschwerlich fiel¹. Jedoch das frohe, frische und reine Gemüt des gottbegnadeten Menschen konnte nicht auf die Dauer verbittert werden. Dieber ironisiert er sich selbst und macht der pessimistischen Stimmung, die ihm das Herz beengen will, in einer kräftigen Satire wieder Lust. Es ist eine arge Übertreibung, wenn Gerbinus von einer „unglücklichen, hypochondrischen Zerrissenheit“ Baldes spricht².

Es ist nicht zu leugnen, daß er sich mehr als einmal über kleinliche Dinge in seiner Umgebung, unverständige Kritiker, hemmende und nicht zusagende Aufträge ärgern mochte. Hierher gehört insbesondere das leidige Geschäft, die bayrische Geschichte zu schreiben. Die aufregenden Begebenheiten des Dreißigjährigen Krieges lagen noch nicht in historischer Entfernung. Mit Rücksicht auf die noch lebenden mitbeteiligten Personen sollte nach dem Willen des Auftraggebers, des Kurfürsten Max I., die äußerste Vorsicht angewendet werden, um mißliebige Anstöße zu vermeiden. Die gefährliche Fahrt zwischen Sphla und Charybdis machte dem über den Akten ermüdenden und freimütigen Dichter viel Verdruß. Sie rückte schlecht voran. Endlich wurde er nach acht Jahren von der Arbeit entbunden. Eine gallige Erinnerung daran legte er in dem Gedichte *Somnium* (*Silv.* VII, 16) nieder³.

Das früh entdeckte Dichtertalent Baldes wurde von den Ordensobern, namentlich P. Rektor Keller und P. Brunner, in der Entwicklung gefördert, von den Zeitgenossen, auch Protestanten, ehrend anerkannt, von zahlreichen Gönnern und Freunden ausgiebig in Anspruch genommen und von den Zeitereignissen nach einer patriotisch ernststen und satirisch herben Richtung bestimmt. Dank diesen Anregungen hat denn auch Balde den unerschöpflichen Reichtum seiner poetischen Gaben an alle Klassen der Mitlebenden mit vollen Händen ausgeteilt. Der Springquell seiner Dichtung schoß unter dem Druck der äußeren Einwirkungen in mächtigen Strahlen empor, um in weitem Umkreis befruchtend und erquickend niederzuträufeln.

Jugendliche Seelen erfreuten sich der weisen, mit Wohlwollen gespendeten Lehren, wie z. B. jener Karl Wetterau, der zum Dienste am kurfürstlichen Hofe berufen wurde. Die Stiegen sind da aus Glas gebaut. Wie leicht kann man ausgleiten. Bescheidenheit, Besonnenheit, Gleichmut ist sehr vonnöten⁴. Jetzt

¹ Bgl. *Silv.* IX, 18: *Caelum, quod Monacensibus*
Incumbit adspiratque Bos,
Acrius est nimioque spissum
Lapsu vaporum praecipitat caput etc.

Bgl. *Ep.* 36 *In Bavara tellure senescam.*

² Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen III.

³ Bgl. *Lyr.* IV, 47 und Westermayer, *Jakobus Balde* 147.

⁴ *Lyr.* II, 6. Schlagende Kürze zeichnet die Regeln des Verhaltens aus:
Caelum minatur fulmina? Sustine.
Praesens voluptas allicit? Abstine.
Fortuna blanditur? Recede.
Vana minax fresnit arma? Ride etc.

ist es ein Mann der Rechtskunde, dem der Dichter goldene Warnungen mit auf den Weg gibt, daß er am fürstlichen Hofe dem Beispiel eines Thomas Morus folge und nicht nach Art eines Macchiavelli die krummen Wege betrete¹. Dann hinwieder hat er ein freundliches Wort für einen angehenden Philosophieprofessor, daß er im Studium des Stagiriten nicht vertrockne². Es kommt ein Offizier, ein Landsmann des Dichters aus dem Elsaß, durch München. Er hat vor, in Belgien Kriegsdienste zu tun. Balde beschenkt ihn mit einer gedankentiefen Ode über wahre Soldatenehre³. Auch an die Großen richtet sich ehrerbietig und freimütig zugleich sein Dichterwort. So weist er in lieblichen Bildern dem jungen Weihbischof von Freising in der schon oben erwähnten Idylle die oberhirilichen Pflichten ans Herz zu legen⁴, den päpstlichen Legaten Ghigi, nachmals Papst Alexander VII., auf die Schwierigkeiten bei den Friedensverhandlungen in Münster aufmerksam zu machen⁵, einem römischen Prälaten das Ideal eines kirchlichen Oberhirten vor Augen zu stellen⁶. An den Stufen des Thrones singt er seinem hohen Gönner Max I., Kurfürst von Bayern, ein Huldigungslied voll hoher Gedanken und Lehren, aber auch Selbstbeherrschung predigt er den Fürsten⁷. Ferdinand III. in Wien bittet er, vom Schachbrett hinweg auf den Kriegsschauplatz zu eilen, wo man die Gegenwart der Majestät benötige⁸.

Herzliche und freudige Anerkennung zollt er einem dichtenden Freunde und ermuntert ihn, mit der Herausgabe seiner Werke nicht länger zuzuwarten. Denn er habe wirkliches Talent und brauche den Zensor nicht zu fürchten. Leider mache ein Geschlecht von Poetastern sich breit, hochnasig einherschreitend, hohle Phrasen im Munde, mit unnützem Kram und entlehnten Zierstücken sich spreizend⁹. Um einem vornehmen Zögling das Gehorchen zu erleichtern, führt er ihm eine Reihe antiker Helden vor, welche in ihrer Jugend durch die strenge Zucht des Gehorsams für die künftige Größe vorbereitet wurden¹⁰. Das humoristische Talent des Dichters pflegte man insbesondere in den Kollegien in Anspruch zu nehmen, wenn es galt, an schulfreien Tagen, wie in den Fastnachtsferien, der vom Lernen ermüdeten Jugend lustige Szenen und Spiele zu bieten. Die Fastnachtscherze (*ioci saturnalicii*) Baldes sind leider nicht erhalten. Wir wissen von ihnen aus gelegentlichen Erwähnungen in andern Werken.

Ein beträchtlicher Teil der Dichtungen Baldes ist dem deutschen Vaterlande gewidmet. Die nie erflorbene Liebe zu seiner engeren elsässischen Heimat, der er in mannigfachster Weise einen bereicherten Ausdruck gab, hat seinen klaren, vollen Blick aufs Ganze nicht getrübt. Es dürfte schwer sein, unter den Zeitgenossen einen Schriftsteller zu finden, der mit so vielen und mannigfachen literarischen Werken dem in äußerster Not dahinschmachtenden Reiche aufrichtig zu Hilfe

¹ Lyr. IV, 16. ² Lyr. Epod. 11.

³ Lyr. IV, 11 (Kriegszucht). ⁴ Lyr. III, 45.

⁵ Silv. IX, 17 (Ring des Ghiges). ⁶ Lyr. II, 30.

⁷ Lyr. IV, 1 (Walten der Vorsehung); Silv. IX, 32; Lyr. IV, 14.

⁸ Lyr. III, 13 (vgl. Westermayer, Jakobus Balde 119).

⁹ Silv. VIII, 23. ¹⁰ Lyr. I, 2.

zu kommen suchte. Immer wieder ergehen die dringenden Bitten und Ermahnungen des edlen Patrioten an die Großen, sie möchten doch die heiligen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes nicht hinter kleinliche Privatvorteile zurückstellen¹. Sein Blick schweift dann über die breiten Massen des Volkes. Das betrübende Schauspiel füttlichen Niedergangs entlockt seiner Leier schrille Töne des Vorwurfs. Er steht hochaufgerichtet da wie ein rügender Prophet, wie ein „Rufender in der Wüste“. Eine andere Stimmung verdrängt hintwieder die vorige: unendliche Wehmut bemächtigt sich seiner Seele. Die erschütternden Schreie der Not aus tausend und tausend Herzen schlagen an sein Ohr. Unmensliche Greuel der wilden Kriegshorden entflammen seinen Zorn, der Tod so mancher treuen Helden erfüllt ihn mit bitterem Gram. Und wo irgendein Schimmer besserer Zeiten, des nahenden Friedens aufblitzt, jubelt er und bittet und beschwört die Machthaber, endlich einmal die Waffen aus den Händen zu legen.

Nur ein paar knappe Hinweise dürfen wir uns gestatten. Das freundschaftliche Verhältnis, das sich zwischen dem elsässischen Dichter und dem französischen Grafen d'Abaur² entsponnen hatte, benutzte der Dichter, um zugunsten eines glücklichen Friedensschlusses zu wirken. Aus allen Briefen, Widmungen und Oden, die unser Dichter an d'Abaur richtete, dringt ein Sehnsuchtsruf, die ungestüme Bitte um Frieden als mächtigster Klang hervor. Das neunte Buch seiner „Wälber“, *Memmiana* betitelt, weihte er diesem einflußreichen Bevollmächtigten Frankreichs bei den Friedensverhandlungen in Münster. In den 35 Oden des Buches ist alles aufgeboten, um die Schrecken des Krieges und die Segnungen des Friedens zu schildern. Das lichte Bild der Versöhnung soll die düstern Gewitterwolken des Streites verschleichen³. Der feurige Patriot war im Jesuiten Balbe nicht erstorben.

An die deutschen Reichsfürsten wendet sich der Dichter mit der dringenden Aufforderung, den Knoten der Eintracht siebenfach zu knüpfen, so daß kein Alexander ihn zerhauen kann⁴. „Solange der Tempel des alten Janus offen steht“, ruft er den Versammelten in Münster zu, „wirft du, Germania, beschmutzt in deinem Blute liegen. Schließet, versammelte Quiriten, den latinischen Tempel; schon 25 Jahre hat die Kriegsfurie verschlungen.“⁵ Im „Schwanengesang“, der Schlußode des neunten Buches der „Wälber“, ertönen die Saiten der lyrischen Harfe in wundervoller Zartheit und Melodie. Das innig flehende Gebet an die seligste Jungfrau entspringt der Besorgnis, es möchte das Friedenswerk sich zerschlagen. Meisterhaft

¹ Vgl. die Vorrede zu Silv. IV (Threnobien): *Ambitione macerati duces pulcherrimas vincendi occasiones neglexere, und anderes der Art!*

² Vgl. über das politische Verhalten des Grafen Westermayer a. a. O. 174 ff., weiterhin Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges I 311 ff.

³ Der holländische Dichter Barlaeus, der mit den Unterhändlern des Friedens in brieflichem Verkehr stand, bezeugt, Balbe habe durch seine Einwirkung auf die entzweiten Gemüter nicht wenig zum Gelingen des Friedensschlusses beigetragen. Barlaei epp. II 493. Weitere Zeugnisse bei Westermayer a. a. O. 177 ff.

⁴ Silv. IX, 15.

⁵ Silv. IX, 4.

schilbert Balde ein festliches „Feuerwerk“, um zur Errichtung eines riesigen Scheiterhaufens aufzufordern, auf welchem all das leidige Kriegsgerät durch Blitze vom Himmel verbrannt werden soll. Aussicht auf den nahenden Frieden hat den Dichter bewogen, die Friedensgesandten auf diese originelle Weise zu ermutigen.

Selbstverständlich war Balde ein treuer Anhänger der katholischen Liga und des Kaisers. Daher seine bittere Klage: Im Herzen des Reiches hegt Deutschland seine Feinde, die Schweden. Wallensteins Verrat brandmarkt er mit Entrüstung¹. Dagegen stimmt er sein Instrument zu gehobenen Tönen, wenn es gilt, den Tod eines braven Kämpfers gleich Pappenheim zu verherrlichen². Die mit Wunden und Narben bedeckte Heldenleiche flößt ihm einen heiligen Schauer ein. In epischen Dichtungen, die den Stil eines Lukan, Statius und Claudian nachahmen, verewigt er das Andenken an die kaiserlichen Generale Dampierre, Bucquoi und Tilly. Auch die Helden der Türkenkriege feiert er in schwungvollen Oden.

Wo Balde die ätzende Lauge des Spottes anwendete, gaben ihm die Verhältnisse ein Recht dazu. Vor allem gehören hieher seine Rügegedichte an gewisse Zeitgenossen, die bei allem Jammer der Gegenwart bedauernswerten Untugenden frönten. Das ganze dritte Buch der „Lyrischen Wälder“ ist mit Stoffen dieser Art erfüllt. Balde entwirft ein Bild des alten Germaniens nach der berühmten Schilderung des Tacitus, um die verkehrte, zur Verweichlichung und Sittenlosigkeit neigende Erziehung der jetzigen Generation zu geißeln. In einer folgenden Ode zeichnet er mit markigen Umrissen die Nachäfferei des Fremdländischen, die Auslandsläuferei³ und gedenshafte Modesucht. Bemerkenswert ist die Schärfe, mit der er sich gegen die herrschende, abgeschmackte Sprachmengerei ereifert. Der Frauen- und Mädchenwelt wird im Beispiel der alten Apulierinnen und Sabinerinnen ein Spiegel starker Frauen vorgehalten. Die Sittenstrenge früherer Zeiten ist geschwunden, jungfräuliche Ehrbarkeit vielfach zu bloßem Namen geworden, schamlose Kleidung, Heuchelei, Koketterie, Verschwendung entehren das weibliche Geschlecht. Was eine einzige an Gewandung und Zierbehang an sich trägt, wäre zu schwer für eines Esels Rücken. Und wie sieht es erst in den Kriegslagern aus. Ewiges Zechen und Schmausen, Großsprecherei und Maulheldentum herrscht bei den Soldaten. Mit ihrem Morben, Rauben, Schinden und Brennen sind sie eine Landplage geworden. Muß beim Wechsel der Jahreszeit das Lager verlegt werden, so erheben sie sich wie ein surrender Hornissen-schwarm und fallen in andere Gebiete ein, um sie mit gleichen Quälereien heimzujuchen. Erschrocken fragt der Dichter: „Wohin führst du mich, Muse? Halte die Hand vor den Mund und verstumme.“ Wenn er das Schweigen wieder

¹ Lyr. II, 37.

² Lyr. I, 19.

³ Itur in mundum quater ense sectum
Iamque vix ulli satis est in annum
Gleba natalis, redit ille Gallus,
Italus iste.

Ille nec Gallus tamen est, nec iste
Italus, sed quod peregrina vidit,
Simiae miras imitata vestes
Simia narrat.

bricht, so geschieht es, um in einer letzten Ode dringend zur Rückkehr zur guten deutschen Sitte zu mahnen.

Durch seinen Freund Rivena war Balde 1640 aufgefordert worden, der mit dem Tode ringenden Germania wenigstens noch einen Grabgesang zu widmen. Der Dichter stand mit seinem gefühlvollen Herzen und seinem scharfen Blicke in die zeitgenössischen Wirren dem Thema innerlich nahe. Er ließ sich nunmehr zu den ergreifendsten Klagegesängen (Threnodien) auf das unglückliche Vaterland begeistern. In der Stimmung eines Propheten Jeremias, der auf den Trümmern Jerusalems das namenlose Leid der Tochter Sion beweint, dichtete Balde diese hoch pathetischen Gesänge¹. „Es spricht sich darin eine Vaterlands-
liebe ohnegleichen, eine Wehmut und ein Jammer und daneben wieder eine Dulder-
kraft und Ergebung aus, daß wir dem Dichter unsere bewundernde Verehrung
nicht versagen können.“² Innige Liebe, rührender Schmerz, Furcht, Schrecken,
Entsetzen durchzuden die Brust des Sängers und ringen sich in erschütternden
Bildern und Lauten von ihr los. Germania hat alle Rosen vom Haupte ge-
nommen, ihr Haar ist den Winden preisgegeben, das Antlitz entstellt und von
Gram durchfurcht. Ihr tränenerfüllter Blick irrt auf den zahllosen Trümmer-
stätten des Reiches, von einer Provinz zur andern, umher. Eine lange Reihe
geographischer Namen und geschichtlicher Personen sind mit Meisterhand in das
großartige Gedicht verwoben und gestalten es zu einem erschütternden Szenenbild.
Wir können es uns nicht versagen, aus der meisterhaften Übersetzung von Westermayer wenigstens ein paar Strophen anzuführen.

Weh, aus den wirren, flatternden Vöcken nimmt
Die deutsche Jungfrau schmerzlich die Rosenzier.

Entstellt ist bis zum Graun ihr Antlitz.

Weh, sie bestreut ihr Haupt mit Asche.

Welch gellend Jammern schlägt mir ans Ohr und rührt
Den Wolkenjaum? Die unüberwindliche

Weltkönigin, sie sitzt geknechtet,

Kinderberaubt und in Witwentrauer.

Wie wenn von Berghöhh' bröckelt ein Felsenblock
Und schmetternd abrollt — also, mein Kaiserreich,

Fiellst du auch gählings. Ferne Länder

Machte dein donnernder Sturz noch beben³.

Um wenigstens einen annähernden Begriff von der Fruchtbarkeit des Baldeschen Dichtergenius zu vermitteln, seien in einem kurzen Überblick die verschiedenen Gebiete der Poesie, die er bebaute, vorgeführt. Seinen Hauptruhm verdankt Balde der Dyril, den „Oden“ (4 Bücher und 1 Buch Epoden) und den „Dyrischen Wäldern“ (9 Bücher). Weiterhin schrieb er eine große Reihe epischer Dichtungen, die zum Teil die Geburt, Vermählung, Totenfeier hochstehender Personen poetisch verherrlichen (Genethliaca, Epithalamia, Encomia usw.). Drei Stücke

¹ Silv. IV.

² Westermayer, Jakobus Balde 123.

³ Silv. IV Thren. I, str. 1—3.

haben religiösen Inhalt: Judith, S. Katharina, de S. Nicolao. Die pseudo-homerische Urform der Batrachomyomachie (Krieg der Frösche und Mäuse) hat Balde geistvoll bereichert und mit Anspielungen auf die Zeitereignisse durchsetzt. Einen bedeutenden Raum nehmen die Satiren ein. Balde hatte ein Bedürfnis, ernste Dichtungen durch launige und scherzhaft spottende zu unterbrechen. Unter der komischen Maske steckt aber der aufrichtige Mahner, der die Menschen von ihren Torheiten heilen will. Die Satire ist „reife Urteilsfrucht“ und kommt dem „Herbste des Lebens“ zu. So tröstet er die „Pöbagriften“¹, verteidigt die „Magern“² und liefert hinwieder auch eine „Verteidigung der Fetten“³ (Agathyrus und Antagathyrus). Er spottet über die abergläubische Angst bei einer Sonnenfinsternis 1654⁴. Bedeutend ist die Satire „Ruhm der Heilkunst“, gegen die Kurpfuscher und Quacksalber gerichtet⁵. Verb vollstänlich ist die Warnung vor „Mißbrauch des Tabaks“⁶. Balde war indessen selbst wegen seiner Katarrhe zum Rauchen genötigt. Mit einiger Herbigkeit ist das „Lob des finstern Wesens“ (encomium torritatis) an die Adresse der Sturzhastigen gerichtet⁷. Von der elegischen Gattung ist schon oben die Rede gewesen. Für die Bühne lieferte Balde das dramatische Gedicht „Jephthas, eine biblische Tragödie“, die 1637 in Ingolstadt in großartigem Stile aufgeführt wurde⁸. Aus Anlaß des Ulmer Waffenstillstandes 1647 entstand das „Bauernspiel“ (Drama georgicum)⁹. Zur Verherrlichung der Einnahme von Antwerpen durch Alexander Farnese schrieb Balde ein Melodram „Arion auf der Schelbe“¹⁰. Ein satirisches Drama in Prosa, eine spätere reife Frucht des Kunstkritikers, ist der „Feldzug gegen das Schloß der Unwissenheit (Unbildung)“, ein Lob auf die wiederauflebenden klassischen Studien¹¹.

Ein etwas sonderbar anmutendes Gebilde aus der dichterischen Werkstätte Baldes ist das „Gedicht über die Eitelkeit der Welt“¹². Hundert Strophen, je eine fünffach lateinisch und einmal deutsch variiert, lassen ein ganzes Welttheater in bunten Bildern unter Scherz und Ernst vor unsern Augen vorüberziehen, um die Vergänglichkeit alles Irdischen zu zeigen. Balde schuf das Werk unter dem Eindruck, den die berühmte Predigt des hl. Chrysostomus auf den Sturz des Günstlings Eutropius auf ihn gemacht hatte. Durch Zusammenwirkung von drei Freunden mit Balde ist der „Ehrenpreis“ (Olympia sacra in stadio Mariano)¹³ zustande gekommen. Die von Balde zuerst gedichteten deutschen Strophen wurden im Wettbewerb lateinisch paraphrasiert. Der Tod Tillhs in Ingolstadt 1632 war der Anlaß zu einer mit historischen Aufzeichnungen verbundenen Dichtung zu Ehren des großen Toten (Parentalia magni Tillii)¹⁴. In Prosa und Versen ist geschrieben: „Maximilian I. von Österreich“¹⁵, wobei der Dichter die Taten des Kaisers allegorisch auf Bezwingung der Leidenschaften deutet. Endlich sei noch der „Ehren-

¹ Opera omnia IV 1 ff.² Op. o. IV 304 ff.³ Op. o. IV 299.⁴ Op. o. IV 224 ff.⁵ Op. o. IV 372 ff.⁶ Op. o. IV 438 ff.⁷ Op. o. III 357 ff.⁸ Op. o. VI 29 ff. Vgl. die treffliche Würdigung des Stückes durch N. Scheib S. J. in den Histor.-polit. Blättern CXXXIII (1904) 19—39.⁹ Op. o. VI 374 ff.¹⁰ Op. o. VI 259 ff.¹¹ Op. o. VI 443 ff.¹² Op. o. VII 27 ff.¹³ Op. o. VII 332 ff.¹⁴ Op. o. VIII 8 f.¹⁵ Op. o. VIII 343 ff.

tempel für Ferdinand III.“ erwähnt, ein Panegyricus auf den (1636) neuerwählten römischen König, Sohn des regierenden Kaisers Ferdinand II. Für nähere Charakteristik dieser Poesien sei auf Westermayer verwiesen.

III.

Balde war Priester der katholischen Kirche, durchaus vertraut mit ihren Dogmen, ihren Geboten und ihrem Kulte. Er nahm es ernst damit, wie in seinem Tun und Lassen überhaupt so auch in seiner dichterischen Tätigkeit. Einem so tief religiös angelegten Gemüte, wie es ihm eigen war, entquollen mit Naturnotwendigkeit auch zahlreiche geistliche Lieder. Ja, diese sind gerade die leuchtendsten Edelsteine in seiner Dichterkrone. Wie oft flieht er aus dem tobenden Weltgetöse in das Asyl der Religion, um die milde Seele mit neuem Glauben, Hoffen und Lieben zu erfüllen! Hoch poetisch, im Glanze christlicher Romantik, weiß er uns die „Versöhnung von Barmherzigkeit und Gerechtigkeit“ vorzaubern, wobei er Psalm 84 zugrunde legt¹. Kühn und neu gestaltet er die berühmte Beschreibung des Kosses bei Job (Kap. 39, 19—25) zu einem Lobeshymnus auf die mächtige Wirksamkeit der göttlichen Gnade um². In erhabenen Bildern, welche den Reigen der Engelschöre um die Gottheit vergegenwärtigen, schildert er den Adel der Menschenseele³. Religiöse Denkmäler aller Art, Kirchen, Altäre, Kreuzfigür, religiöse Gemälde, die Richter vor dem Tabernakel usw. sind der Gegenstand zahlreicher Oden.

Nicht nur die Texte der Heiligen Schrift und der katholischen Liturgie entfaltet er nach ihrem tiefen Inhalt in geistvollen Paraphrasen, er greift auch in das mittelalterliche Erbgut frommer Legenden und Parabeln, aus denen ihm ungehobene Schätze entgegenblinken. Sinnig erzählt er z. B. die Sage von der althehrwürdigen Linde vor der Gnadenkapelle in Altditting⁴. Jene 93 alten, so innigen und schlichten Reimstrophen, welche unter dem Titel „Philomena“ im Schicksal der sich zu Tode singenden Nachtigall hochmythisch die Leidensstationen Christi und die klösterlichen Tagzeiten versinnbildeln⁵, werden von Balde in seiner „Philomela“⁶ kunstvoll erweitert und namentlich in den Chören mit feurigem Aufschwung variiert. Der Refrain: „Liebe jezt (du Seele), die nie geliebt hat, und die liebte, liebe jezt“ ist kühne Umformung aus dem heidnischen Pervigilium Veneris („Nachtfeier der Venus“). Die heiße Sehnsucht der Seele nach dem himmlischen Bräutigam findet hier einen hinreißenden Ausdruck. Die Auen des himmlischen Paradieses schimmern ihr in entzückendem Farbenglanze entgegen. Wundervolle süße Klänge begrüßen ihr Kommen.

¹ Lyr. IX, 24.

² Lyr. IV, 24.

³ Lyr. I, 22.

⁴ Lyr. Epod. 7. Herber hat das Gedicht in seiner Terpsichore übersetzt.

⁵ Das Gedicht steht unter den Werken des hl. Bonaventura (Quaracchi tom. VIII 669—674). Seine Echtheit ist zweifelhaft.

⁶ Opera omnia VI. Meisterhafte Übersetzung bei Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur IV 647.

Von dem Franziskanerdichter Jacopone entlehnte Balde eine moralisch-afzetische Parabel und schuf daraus die seiner Zeit vielbewunderte Allegorie „*Urania victrix*“¹. Die fünf leiblichen Sinne umschmeicheln mit allen erdenkbaren Lockungen, welche nur immer von Gewerben, Künsten und Wissenschaften ausgehen, die Menschenseele. Sie weist aber alle Werber beharrlich zurück, weil ihr ganzes Sinnen und Sehnen dem Himmel zugewendet ist. Zuletzt erscheint der Teufel selbst, in einen ruhmredigen Kriegermann verkleidet, um seine Verführungskünste spielen zu lassen. Aber auch in dieser mit einer von Balde entschuldigtem Kühnheit geschilderten Szene triumphiert die Tugend. — Die „Sehnsucht“ nach dem Lande der Seligen haucht der Dichter in unnachahmlich milden und friedvollen Tönen aus². Eine grandiose Vision vom Sonnenweib der Apokalypse entrafte ihn gleichsam von dieser Erde³.

Am Allerseelentage 1642 geht Balde in ernster Betrachtung durch den Münchener Friedhof. Da treten die Schrecken des jüngsten Gerichtes mit der furchtbaren Scheidung der Gottlosen von den Gerechten vor seine Seele⁴. Einen Fluch heiligen Bornes schleudert er gegen die Leugner der Unsterblichkeit der Seele, gegen ein Geschlecht von Unglückseligen, die zur Hölle fahren, der eine zu Wagen, der andere auf seinem Nachen, der Soldat auf seinem Rosse⁵. Dem hl. Augustinus die schönen, zu dramatischer Lebendigkeit gesteigerten Worte in den „Bekenntnissen“ Kap. 8, 11 nachempfindend, läßt er die verführerische Lust mit der keuschen Enthaltensamkeit im Wettstreit um den schwankenden Jüngling werben.

Im Mittelpunkt aller Offenbarung und Kultheier steht der Dichter den Weltheiland. Die Geheimnisse der Kindheit des Herrn feiert eine Reihe zarter Hirtengebichte (Eklogen)⁶, seinen Kreuzestod und seine eucharistische Gegenwart ein Kranz von Gedichten, die zum Teil dem lieblichen Anblick, wie die Bienen an einem Kreuzifix sich eingebaut hatten, ihr Entstehen verdanken⁷. Im Enthusiasmus „Jesu, König von Israel“ erscheint der Vollstrecker göttlicher Strafgerichte mit der gewaltigen Mahnung: Fürchtet die Himmlischen und lernet Gerechtigkeit, ihr späteren Geschlechter⁸. Aus den glorreichen Streichern Christi wählt der Dichter u. a. die ritterliche Gestalt des hl. Sebastian, um zu zeigen, wie Christus in seinen Heiligen kämpft und siegt⁹.

Vor allen aber ist es die himmlische Königin, die jungfräuliche Mutter des Herrn, welcher die minnefellen Lieder des Dichters gelten. Seit 1637, wo

¹ Op. o. V. Vereinzelte Elegien, 33 an der Zahl, welche sich im Nachlaß des Dichters fanden und ursprünglich als Einlagen in die „*Urania*“ gedacht waren, behandeln vorherrschend geistliche und afzetische Stoffe.

² Silv. VII, 19.

³ Ep. 15. Die beiden letzten Gedichte in schön gereimter Übersetzung von Schröter in „*Renaissance*“ 181 f. 188 f.

⁴ Silv. VII, 8.

⁵ Lyr. IV, 45.

⁶ Silv. II, 1—4.

⁷ Silv. II, 5—7. Sie sind unter dem Titel *Apiarium* (Bienenstand) zusammengesetzt.

⁸ Silv. VII, 11.

⁹ Silv. VIII, 22.

er Präses der Marianischen Kongregation in München geworden, betrachtet er es gewissermaßen als Standespflicht, Mariens Lob zu singen¹. „Freund, es gilt ein Ruhm mir vor allen teuer. Die Jungfrau heischt mich zu ihrem Herold“, bekennet er in der 43. Ode des ersten Buches der „Lyrika“ und er bleibt dem erhabenen Auftrage bis an sein Lebensende getreu². Hat er doch in seinem Votivgesang an Maria³ der Bitte um ihren Beistand zu einem glückseligen Sterben den rührendsten Ausdruck verliehen⁴.

Du meines Lebens hehre Beschützerin
 Und zweite Hoffnung, der ich mein Alles und
 Mich selbst gewidmet, gib, bevor mir
 Winket das Los und verhält mein Auge —
 O gib mir Tränen, heiliger Sühne voll
 Und süßen Schmerzes, meine Vergehn zumal
 Versenkend in des Meeres Abgrund. . . .
 Doch ich will kniend harren und sinke selbst,
 Mit Weihebinden faltig das Haupt umhüllt,
 Vom Lorbeerkranz die Stirn umflochten —
 Sterbend vor deinem Altar als Opfer.

Über 70 Oden an Maria, die zu den schönsten des Dichters gehören, sind aus den verschiedenen Lagen, in denen er sich jeweilig befand, aufgeblüht und schlingen sich als leuchtendes Rosengewinde durch sein Leben. Der Reihe nach gibt ihm der Anblick eines Bildes der Jungfräulichen, die Errichtung einer Statue, der Gang zu einem Wallfahrtsorte Mariens den willkommenen Anlaß zu einem Gedichte. Ein anderes Mal liefert ihm die Betrachtung der Typen des Alten Bundes, der Eigenschaften und Gnadenhilfen der Mutter Gottes den poetischen Stoff, um in Maria die Unbefleckte, die auferkorne Mutter des Herrn, das Heil der Kranken, die Zuflucht der Sünder, den Trost der Sterbenden zu schildern. Er zeigt sie unter dem Kreuze ihres Sohnes stehend und als glorreiche Königin in den Himmel einziehend. Kirchliche Gebete, wie das Ave Maria und das Regina caeli, die Lauretanische Litanei hat er in antike Verse umgegossen. Ein „Ehrenpreis“ auf die Mutter des Herrn trägt deutsches Gewand⁵ und ist ein volksümlicher Gesang geworden. Das warme, herzliche Gefühl bricht durch das ungesügte Deutsch des Dichters am Schlusse mächtig hervor. Selbst Herder konnte sich dem Eindruck der durchaus katholischen Marienlieder nicht entziehen. Er hat ihrer mehrere übersetzt und sie als „Marientempel“ in seine Terpsichore aufgenommen⁶. Er sagt, daß man Balde eine schöne Blume seines Dichterkranzes

¹ Lyr. IV, 49.

² Siehe die „Marien-Gesänge“, Reimübersetzungen ausgewählter Oden Baldes, von C. B. Schlüter, Paderborn 1857.

³ Lyr. IV, 49.

⁴ Übersetzung von Westermayer.

⁵ Opera omnia VII 325. In der „Olympia sacra in stadio Mariano“ vereinigte sich Balde mit vier andern Latinisten, um jede deutsche Strophe fünffach in antiken Metren zu variieren.

⁶ Terpsichore III, 223 229 275 287.

nehmen würde, wenn man ihm diese und mehrere unübersezte Gesänge rauben wollte. Mit Herder wurde auch Wilhelm v. Schlegel bei Lesung jener Gedichte, welche Maria mit ihrem Kinde auf dem Schoße schildern, an die Madonnen der großen italienischen Maler erinnert. Die Seelen von Mutter und Kind fließen sozusagen im süßen gegenseitigen Blick ineinander. Westermayer bezeichnet diese Kleinodien der Baldeschen Poesie als Visionen und Entzückungen, die uns irgend eine heilige Gruppe im Verklärungslichte vorführen¹. In's einzelne einzugehen ist uns durch den knappen Raum nicht gestattet. Nur der wundervolle Schlußgesang an die erhabenste Königin des Himmels, die Herrscherin der Welt², und die in anderem Zusammenhang besprochene Vision, die den Dichter auf dem einsamen Gange durch die Isarauen entzückt, sei noch eben erwähnt³, zugleich auch die an einen „Andreas Garstius“ gerichtete Epode 17, der wegen seiner Angriffe auf die Ehre Mariens von Balde mit tausenden Geißelhieben zum Schweigen gebracht wird.

Niemand wird nach dem, was wir bisher von Balde gehört haben, daran zweifeln, daß er bei all dem dichterischen Reichtum seines Geistes, bei seinem frischen und kräftigen Humor und seiner männlichen Vaterlandsliebe keineswegs aufgehört hat, ein frommer, von lebendiger Hingabe an die katholische Kirche befeelter Priester zu sein. Sonderbarerweise fehlt es nicht an Stimmen, welche weniger günstig urteilen, sobald die Frage ins Spiel kommt, wie er sich zu seinem Orden gestellt hat. Der um die Baldeliteratur verdiente Albert Knapp meint, freilich ohne irgend einen ersichtlichen Grund, der Dichter habe den Schritt bereut, der ihn in die Gesellschaft Jesu führte⁴. Fr. Dist, ein wohlwollender Beurteiler Baldes, ist der Ansicht, er sei nur „gleichsam so nebenher Jesuit gewesen“⁵. Andere bedauern, daß er in den Orden eingetreten, weil er dadurch der Dichtung in der deutschen Muttersprache entfremdet und von der Pflege der erotischen Dichtung abgehalten worden sei. In Hinsicht auf die beiden letzten Bedenken sei nur kurz erwidert: Die deutsche Sprache hätte in ihrem damaligen Stadium sich schlecht geeignet erwiesen, als würdiges Gefäß für den feurigen Wein der Baldeschen Dichtung zu dienen. Für das von ihm beiseite gelassene Feld der Erotik aber, das andere nur zuviel bebauten, hat er uns überreichlich durch seine in allen Melodien vollklingende Lyrik entschädigt.

Aber wie steht es mit seiner Haltung gegen den eigenen Orden? Allerdings spricht er nicht in apologetischen Dithyramben über ihn, aber mehr als ausreichend sind die Andeutungen aus seinem Leben und Dichten, welche ihn als treuen Sohn des hl. Ignatius kennzeichnen. Als er 1624 in Ingolstadt sich zur

¹ Westermayer, Jakobus Balde 132.

² Westermayer, Anhang 317 f. ³ Lyr. Epod. 15.

⁴ Christoterpe, Jahrgang 1848 (zitiert nach Bach, Jakob Balde, ein religiös-patriotischer Dichter aus dem Elsaß. Freiburg 1904, 16). In dem Abdruck des betreffenden Artikels, den Jos. Knapp in den „Sechs Lebensbildern“ der gesammelten Schriften seines Vaters herausgab, finde ich diese Stelle nicht mehr.

⁵ Realenzyklopädie von Hauck³ II 370.

Aufnahme meldete, war er bereits 20 Jahre alt, hatte den Doktorgrad in der Philosophie erworben und das Rechtsstudium begonnen. War sein Schritt dennoch die Folge einer jugendlichen Übereilung, so mußte das zweijährige strenge Noviziat in dem kleinen Landsberg ihn ernüchtern und zum Austritt veranlassen. Tatsächlich sind von den 35 Novizen damals 14 wieder von seiner Seite geschieden. Einem derselben, der ihm wohl näher befreundet sein mochte, bedauert er wegen solcher Fahnenflucht in einem kräftigen „Propemptikon“ (Geleitsgedicht)¹. Bei Gelegenheit der feierlichen Gelübdeablegung am 31. Juli 1640 machte er seinem von Begeisterung überströmenden Herzen in einem schwungvollen Gedichte Luft, das er „Heliotropium“ und Sonnenblume benannte. Wie die Blume der Sonne, so will er sein ganzes Sinnen und Trachten dem Dienste Gottes und dem Heil der Seelen zuwenden, mögen sie auch über der See in den wildesten Landstrichen aufzusuchen sein². In das gleiche Jahr fällt das majestätische Carmen saeculare de Societate Iesu, in welchem Balde den hundertjährigen Bestand seines Ordens feiert. Heiligen Staunens voll schildert er die rasche Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, ihre glorreichen Blutzegen und ihre reichen Erfolge³.

Chinas Grenzwall und die brasilische Steppe,
Afrikas Hochland und die deutschen Burgen
Und Britannias fettes Gefilde trieft von
Unserem Blute.

Mit Recht wird behauptet, daß ein Jesuit in dem Maße seinem Ordensideal entspricht, als er den Geist der „Geistlichen Übungen“ des hl. Ignatius (Exerzitien) in sich aufgenommen hat. Balde läßt an mehr als einer Stelle erkennen, daß sein innerer Mensch nach diesem asketischen Typus geformt ist. Auch direkte Bezugnahmen auf das Exerzitienbuch lassen sich nachweisen. So unterrichtet er einen edeln Jüngling Franz Palmenius in poetischer Form über den Inhalt der ersten Exerzitienwoche und schließt mit jenen Worten, mit welchen der heilige Ordensstifter den großen Heidenapostel Franziskus Xaverius gewonnen hat⁴. In dem schon erwähnten Werke „Urania“ fußt die Ausführung des fünften Briefes auf den Regeln, welche der hl. Ignatius über die „Unterscheidung der Geister“ aufgestellt hat⁵. An junge fromme Leute, dem Anscheine nach um Aufnahme bittende Kongregantisten⁶, richtet der Dichter eine freundlich wirkame Einladung, kühn die Fahrt nach der „Insel der Seligen“ zu wagen, welche gegen die verdorbene, an so vielen Lastern krankende Welt einen sichern und fröhlichen Aufenthalt gewährt. Wenn der zum Humor geneigte Dichter einmal bekennt, er wolle es lieber mit

¹ Lyr. Epod. 9. ² Lyr. IV, 48.

³ Lyr. Epod. 21. Übersetzung mitgeteilt bei Bach 16.

⁴ Silv. VIII 10: Mundum lucranti quantum est me perditio,
Quid cuncta prosunt cetera? (Vgl. Matth. 16, 26.)

⁵ Opera omnia V 213.

⁶ Silv. VII, 9. Der Vers Placidusque apertis risus e chonchis hiat erinnert an die Mahnung des hl. Ignatius an die Novizen: Ego ridere te volo esseque in Domino hilarem (Sent. sel. 29).

der Abtse eines Jacopone als mit der weltflüchtigen Strenge eines Pachomius halten¹, so wird man das nicht als ein Zeichen der Unzufriedenheit mit seinem Berufe auffassen². Unter den Ordensmitgliebern fand er gleichgesinnte Herzen, denen er mit aufrichtiger brüderlicher Liebe zugetan war. Seinem früheren Obern in München, P. Rektor Keller, widmete er 1640 einen dankbaren Nachruf in einer rauschenden Ode³. Mit einem jüngeren Ordensgenossen besteigt er hochgesinnt einen Berg in Tirol und macht ihn zum Teilnehmer der eigenen starken Empfindung⁴. An einem lieben alten Pater, Andreas Nigenmann, hat er offenbar eine besondere Freude, wie aus dem gemüthlich ernststen Gedichte hervorgeht, welches ihm in den Sinn kam, als sie beide dem Gärtner Holl beim Beschneiden der Bäume zusahen⁵. An den Erholungstagen vergnügte er sich köstlich in den Landhäusern des Ordens. Man lese sein launiges Zwiegespräch mit dem Echo im Walde von Großheßelohe, oder seine in behaglich epischer Breite entworfene Schilderung der Villa Ebersberg. Wenn abwechselnd mit sprühender Laune auch melancholische Stunden den Dichter überkamen, was gerade bedeutenden Humoristen eigen ist, oder besondere widrige Umstände auf sein Gemüth drückten, so entfloß seiner Seele allerdings ein gelegentlicher Seufzer des Unmuths⁶. Die betrübte Lage der Zeit weckte in manchen Augenblicken eine stürmische Sehnsucht, aus dem „Perfer Germaniens“ und dem engen Bayernland hinauszustiegen nach dem fernen Orient, d. h. in eine Welt des Friedens und des Lichtes⁷. Aber die asketischen Grundsätze des Ordens bildeten den festen Halt, an dem er sich wieder aufrichtete. Sein Gebetsleben und insbesondere seine Marienverehrung entsprechen durchaus dem Geiste der Gesellschaft Jesu und der katholischen Kirche. Wir haben oben seinen rührenden Motivgesang erwähnt, mit dem er um einen glücklichen Tod bittet. Der Gedanke der Schlußstrophe vom „Brandopfer“ (Cholocaustum) ist derselbe, welchen die Gelübdeformel ausspricht. Was endlich über die letzten Jahre des Dichters berichtet ist, als er körperlich gebrochen war und Muße hatte, sich auf das Sterben vorzubereiten, führte er „das Leben eines Heiligen“⁸. Unausgesetzt oblag er dem Gebet und der Betrachtung der ewigen Dinge. Den größten Trost fand er in der Darbringung des heiligen Messopfers. Alle seine schwachen Kräfte raffte er zusammen, um an den Altar zu treten. Als ihm auch das nicht mehr möglich war, schleppte er sich noch an das Speisegitter, um wenigstens die Messe zu hören und zu kommunizieren. Die Leute, die ihn sahen, konnten sich der Tränen nicht enthalten. Die Hände zum Gebete gefaltet, entschlief er am 9. August 1668⁹.

¹ Silv. VII, 3. Balbe konnte sich auf das Wort seines Ordensstifters Ignatius berufen: Res plena periculi est uno omnes calle cogere velle ad perfectionem (Sent. 8). ² Lyr. II, 50.

³ Lyr. III, 1 (Der Sabinus Fuscus ist Michael Rahl).

⁴ Silv. VIII, 14. ⁵ Silv. IX, 28.

⁶ Vgl. die Gedichte, die er geradezu Melancholia überschrieben hat.

⁷ Lyr. II, 27.

⁸ Westermayer, Jakobus Balbe 231 ff.

⁹ Sancta morte praeoccupatus — sagen die Biographen von ihm.

Schließen wir diesen schwachen Versuch, das Leben eines Fürsten im Reiche der Dichtkunst nach den drei Gesichtspunkten seiner natürlichen Begabung, seiner poetischen Ausbildung und Wirksamkeit und seines Priester- und Ordenscharakters darzustellen, mit den klangvollen Worten, mit denen J. Schrott die Berufungsstunde Baldes gefeiert hat.

Eine große Seele eilet schnell zu einem großen Schluß.
 Rasch zum Manne hat den Jüngling jene lichte Nacht gestählt.
 Rasch mit hohem Willen hat er sich ein höheres Ziel gewählt.
 Der die leichte Liebesleier edlen Zornes kühn zerschlug,
 Schwang mit vollen Harfenklängen sich zu Gott im Odenflug.
 Seine ird'sche Flamme hatte sich zu reiner Glut verklärt,
 Denn der Dienst der heil'gen Jungfrau hat ihm höhern Lohn gewährt.
 Statt in heim'schen Zwitterlauten auszufingen seinen Schmerz,
 Goß er die Pindarsche Seele in der alten Römer Erz.

Joseph Stiglmayr S. J.